

Nr. 46. Bromberg, den 2. März 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lü.

Roman von Ottwell Binns.

(23. Fortsetzung.

Nach einer Weile kam ihr ein neuer Gedanke, Wenn sie den Männern folgen würde, könnte sie ihnen die genaue Stelle zeigen, wo das Unglück geschehen war. Diese Idee ließ ihr keine Ruhe. Sie nahm das Gewehr mit sich und begab sich noch einmal den Berg hinauf. Es war jetzt fast ganz dunkel geworden, aber durch den Widerschein der letzten Lichtstrahlen, die der Schnee zurückwarf, war sie in der Lage, den Fußspuren zu folgen, und bald befand sie sich wieder am Rande des Abgrundes.

Das Stöhnen des Windes klang unendlich schwermütig, und das eigentümliche Halbdunkel in den Tiefen wirkte fast gespensterhaft. Während sie dort stand, hörte sie das Heulen eines Wolfes, und schaudernd dachte sie daran, daß ihr Freund vielleicht irgendwo bewußtlos läge und von Wölfen überfallen werden könnte. Von diesem furchtbaren Gedanken überwältigt, fiel sie auf die Knie und betete zu Gott, ihren Freund zu beschützen.

Einige Minuten vergingen; wieder hörte sie das Heulen eines Wolfes, das gleich darauf von mehreren anderen erwidert wurde. Sie zitterte vor Angst, während sie im Schnee kniete. Dann erinnerte sie sich an das Gewehr. Wenn sie es abfeuerte, könnte sie vielleicht die Wölfe verscheuchen. Kaum war ihr der Gedanke gekommen, als sie aufsprang und einige Schüsse abgab. Es war ein Repetiergewehr, und sie konnte noch zwei weitere Schüsse abfeuern. Dann horchte sie, und gleich darauf drang ein ferner, schwacher Ruf von unten zu ihr herauf. Zuerst dachte sie, es sei nur eine Einbildung, die Folge ihres gespannten Horchens. Sie feuerte wieder zwei Schüsse ab, und wieder drang der schwache Schrei zu ihr herauf, und dann hörte sie undeutlich die Stimmen von Männern, die einander zuzurufen schienen. Eine Sekunde später fiel sie, von der ausgestandenen Angst um ihren Freund überwältigt, ohnmächtig in den Schnee.

Sie raffte sich bald zusammen, der Gedanke, daß Nick jetzt gefunden und Nima bei ihm war, gab ihr die nötige Kraft, und sie begab sich nach der Hütte zurück. Erst als sie sie fast erreicht hatte, fiel ihr mit Schrecken ihr Vetter ein. Man hatte ihr die Bewachung der Vorräte überlassen, und sie hatte ihre Aufgabe vernachlässigt. Husky würde nach seinem Mordversuch vielleicht jetzt vor nichts mehr zurückschrecken, und wenn er gesehen hatte, wie Nima-Tashi die Hütte verließ, konnte er inzwischen alles vernichtet haben, was man ihrer Obhut anvertraut hatte. Sie fing an zu laufen, und als sie die Felsenblöcke erreichte, bemerkte sie, daß irgend etwas nicht weit von ihr entfernt vor ihr ging. In der Halbdunkelheit erkannte sie schattenhafte Gestalten, die sich bewegten, und als sie näherkam, sah sie, daß es die Yaks waren, die durch irgendeinen Grund stark beunruhigt schienen. In derselben Sekunde hörte sie einen Flintenschuß, und gleich darauf brach eine der schattenhaften Gestalten im Schnee zusammen.

Sie erkannte nun, daß es ein Yak war. Sie hatte das Aufblitzen des Gewehres gesehen, und als sie in die Richtung, von welcher es kam, blickte und zum zweitenmal das Knallen einer Flinte hörte, konnte sie die Gestalt eines Mannes erkennen, der nicht weit von ihr entfernt im Schnee stand. Sie zweifelte nicht daran, daß es ihr Vetter war und begriff plötzlich, was er bezweckte. Er wollte sämtliche Yaks — das einzige Transportmittel der kleinen Reisegesellschaft — töten. Auf diese Weise hoffte er, daß sie allein in den Bergen gelassen, ohne Beförderungsmöglichkeit, vor Kälte und Hunger sterben würden. In der ersten Sekunde war sie entsetzt über die Ungeheuerlichkeit seines Vorhabens, dann, als das Tier, das zuerst im Schnee zusammengebrochen war, stöhnte, erwachte der Zorn in ihr und gab ihr die Kraft, ihren schnell gefaßten Entschluß auszuführen. Sie ließ sich auf ein Knie nieder, stützte das Gewehr auf einen Felsen, zielte nach der schattenhaften Gestalt, und gerade als diese sich den Yaks näherte, feuerte sie. Die Kugel traf zwar nicht, aber sie hielt den Mann von seinem Vorhaben ab. Eine Sekunde blieb er regungslos stehen, dann floh er Hals über Kopf nach der Hütte.

Janet blieb jedoch ein paar Augenblicke auf demselben Fleck und überlegte ihre Lage. Sie hatte nur noch eine Patrone übrig, während ihr Vetter sicher noch einen reichlichen Vorrat besaß. Wenn sie ins freie Feld ginge, würde sie Gefahr laufen, von Husky erschossen zu werden, denn es war ihr jetzt klar, daß ihr Vetter entweder verrückt geworden oder ein Schurke sei, der vor nichts zurückschreckte. Vor Kälte zitternd, wartete sie noch schußbereit, um zu sehen, was geschah. Aus der Nähe der Hütte drang die Stimme ihres Vetters zu ihr, die zornig und ungeduldig klang; dazwischen hörte sie das Grunzen eines Yaks.

Wie ein Blitz begriff sie, was Husky vorhatte. Rasch zählte sie die undeutlichen Gestalten der zusammengedrängten Tiere. Mit dem einen, das im Schnee verendete, waren es sechs. Das hieß also, daß ihr Vetter einen Yak mit so viel Vorräten belud, als er tragen konnte, um ihn dann mitzunehmen, und daß er jetzt fluchtbereit sei. Janet war eher froh als bekümmert über diese Feststellung, denn wenn er nicht die übrigen Vorräte vernichtete, würde seine Flucht ein schwieriges Problem lösen. Ihn als Gefangenen mitnehmen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit, ihn jedoch nach dem Vorgefallenen als Freund unter sich leben zu lassen, war ebenso unmöglich. Aber sie mußte auf alle Fälle verhindern, daß er die Vorräte vernichtete oder sie in den Abgrund hinunterwarf.

Sie begann also vorwärtszuschleichen und benutzte dabei jede Deckung, die sich ihr bot. Ehe sie die Hütte erreichte, drang ein Fluch an ihr Ohr und dann ein Schlag, von dem Grunzen eines Yaks gefolgt. Darauf vernahm sie das Knirschen des gefrorenen Schnees unter Stiefeln, und sie wußte, daß ihr Vetter seine Flucht angetreten hatte.

Sofort richtete sie sich auf und lief nach der Hütte. Das Feuer aus Yakdung brannte hell und die Flammen verbreiteten so viel Licht, daß sie sehen konnte, daß jemand die Vorräte angegriffen und durchwühlt hatte, aber sie waren noch reichlich vorhanden. In einem Winkel der Hütte stand auch Shervingtons Flinte.

Beruhigt schritt sie wieder zur Tür und horchte hinaus. Schwache Laute drangen zu ihr herauf, verhallten aber gleich wieder. Daß ihr Vetter wirklich fort war, bezweifelte sie nicht, aber sie blieb stehen und starrte in die gespensterhafte Dunkelheit und horchte gespannt, von einer alles überwältigenden Furcht festgebannt. Wenn ihr Vetter, sei es als Wahnsinniger, sei es als Bandit, Shervington oder Nima-Tashi begegnen sollte, was würde sich da abspielen? Sie wußte, daß hier in diesen Bergen der Einzelne nach eigenem Gesetze handelte, und daß hier oben ein Mann ohne Zögern einen Verbrecher aburteilen oder darauf gefaßt sein muß,

selbst vernichtet zu werden. Der Tibetaner würde nicht zögern, ihren fliehenden Vetter als einen Raubmörder zu behandeln, und nach allem, was geschehen war, konnte man kein zu großes Mitleid von Nick Shervington erwarten, das heißt, wenn er nach dem Geschehenen einer energischen Handlung überhaupt noch fähig war.

Mit klopfendem Herzen wartete sie und horchte auf einen Schuß oder irgendeinen anderen Laut, der ihr sagen würde, daß das Zusammentreffen, das sie so fürchtete, stattgefunden hatte. Sie hörte aber nichts. Eine halbe Stunde verging, und allmählich wurde sie ruhiger. Dann vernahm sie plötzlich nicht weit von der Hütte entfernt Nimas herzliches Lachen. Ein Gefühl tiefster Dankbarkeit bemächtigte sich ihrer bei diesem Klang; denn sie wußte, daß der Tibetaner nicht so gelacht hätte, wenn Nick ernstlich verletzt wäre. Sie ließ das Gewehr fallen und lief aus der Hütte den Stimmen entgegen.

Sie brauchte nicht weit zu gehen. Bei der ersten Wendung des Weges lief sie den Männern fast in die Arme. In dem ersten der beiden erkannte sie die riesige Gestalt des Tibetaners, und die große, aber schlankere ihres Freundes, der sich auf Nima stützte. Fast schluchzend vor Freude rief sie:

„Nick! — Nick!“

Shervington lachte, als er einen Arm um sie schlang.

„Alles in Ordnung, Janet. Keine Knochen entzwei!“

„Ach ich dachte, er hätte dich umgebracht. Ich rief, aber es war zu spät und — —“

„Mache dir keinen Kummer! Ich bin gar nicht erstaunt über das, was vorfiel; denn ich — —“

„Was? Nicht erstaunt?“ rief sie verwundert.

„Nein, gar nicht! Ich hätte vorsichtiger sein müssen. Später werde ich dir alles erklären — wo ist er jetzt?“

„Fort!“ sagte sie. „Er hat einen der Yaks und einige Vorräte mitgenommen. Ich fürchtete, ihr würdet ihm begegnen — —“

Bei ihren Worten drehte sich Shervington um und starrte den Pfad hinunter, den sie mit ihren Fußspuren gemacht hatten. Als Nima dieses sah, fragte er:

„Suchst du den Arraktrinker, mein Freund?“

„Jawohl,“ erwiderte Shervington und dolmetschte, was Janet ihm erzählt hatte.

Der Tibetaner fluchte, ließ Nicks Arm los und wandte sich um. „Aber weit soll er mir nicht kommen. Nein! Er hat schwer gesündigt und wird wieder sündigen, wenn wir ihn laufen lassen. Es bleibt nur noch das Gesetz der Berge!“ fügte er hinzu und klopfte auf sein Gewehr.

Janet Craydon verstand seine Worte nicht, doch seine Gesten begriff sie und flüsterte Nick flehentlich zu: „Laß ihn nicht Husky nachgehen und ihn töten!“

„Du verstehst nicht, Janet. Es sind Dinge vorgefallen, von denen du nichts weißt. Wenn wir Craydon laufen lassen, kann es dein Leben gefährden — —“

„Das tut nichts,“ rief sie ernst. „Laß Husky laufen. In dieser Einöde wird Gott selbst ihn richten.“

Nick dolmetschte ihre Worte, und der Tibetaner hörte ruhig zu. Dann lachte er hart und sagte: „Einen Narren kann man dem lieben Gott überlassen, aber der Arraktrinker ist unser erbitterter Feind und ein Verräter. Er hat auch ein Gewehr und kann uns gefährlich werden.“

„Aber er ist ein Feigling, wir brauchen ihn also nicht allzusehr zu fürchten — —“

„Wer hat dich in den Abgrund gestoßen, mein Freund? Selbst eine Ratte kann zu Zeiten Mut besitzen — —“

„Aber der Mann kennt die Berge nicht, Nima. Er wird darin herumirren, sich verlaufen und sehr bald umkommen. Suche ihn nicht! Bedenke, er ist der Vetter der jungen Dame.“

Der Tibetaner brummte etwas, sah nach Janet Craydon, und dann drehte er sich jäh um und feuerte einen Schuß ab. Darauf sagte er lachend: „Das wird ihm hoffentlich das Geleit auf den Weg zur Hölle geben! Komm, mein Freund, ich habe großen Hunger. Vielleicht ist es ein Glück, daß wir ihn los sind.“

Mit diesen Worten ging er auf die Hütte zu. Janet reichte Shervington ihren Arm.

„Bist du verletzt, Nick?“ fragte sie.

„Ein wenig zerschrammt. Die eine Schulter tut sehr weh. Sie ist beim Fallen ausgerenkt worden, aber Nima hat sie wieder eingerenkt. Um ein Haar aber wäre ich von den Wölfen überfallen worden.“

Das junge Mädchen schauderte. „Ach, davor hatte ich solche Angst!“ flüsterte sie. „Ich hörte die ekelhaften Tiere heulen und feuerte ein paar Schüsse ab.“

„Das hat sie auch verscheucht“, lachte er, „und außerdem hat es mich aus der halben Ohnmacht, in der ich lag, aufgerüttelt.“

„Sage mir“, flüsterte sie, „als — du — fielst — —“

„Als ich gestoßen wurde“, verbesserte er sanft, „und merkte, daß ich mich nicht mehr retten konnte, versuchte ich, auf die Füße zu fallen, weil ich wußte, daß ich die obere harte Kruste des Schnees durchbrechen und aufrecht im Schnee steckenbleiben würde, aber es gelang mir nicht, ich fiel der Länge nach auf den Rücken, rutschte wie auf einem Schlitten, die Füße voran, mit kolossaler Geschwindigkeit den Berg hinunter. Ich versuchte zu bremsen so gut es ging, indem ich die Hände und Füße in den Schnee stemmte, aber es nutzte nicht viel. Ich konnte nicht sehen, wohin ich glitt, denn ich war halb erstickt von Schnee. Ich hatte Angst, in einen furchtbaren Abgrund zu stürzen, sobald ich den Abhang hinunter war, und dieser Gedanke gab mir den Mut der Verzweiflung. Es gelang mir, den Kopf zu heben, und vor mir sah ich einen gewaltigen Schneeberg. Ich wußte, daß er dort nichts anderes als Felsen von Schnee bedeckt bedeuten konnte, und daß, wenn ich weiter mit solcher Geschwindigkeit rutschte, der Anprall sehr gefährlich sein könnte, aber es blieb nichts anderes übrig, als es zu riskieren, denn so gut ich sehen konnte in der Dunkelheit, fiel der Abhang von dort ab plötzlich jäh in einen Abgrund. Ich bremste mit aller Macht, und als ich mich dem Felsen näherte, schlug ich gegen etwas Hartes, so daß die Richtung meiner sausenden Fahrt etwas geändert wurde. Ich streifte den Felsen nur mit einem Fuß, aber der Anprall war derartig, daß es mich so erschütterte, als wäre ich vom Dach eines Hauses gesprungen. Dann wurde ich zur Seite geschleudert und schoß über den Rand des Abhanges in das Nichts hinab. Ich fühlte, wie ich gleichsam ins Uferlose fiel und dachte, das Ende sei gekommen, aber ich fiel doch nicht sehr weit. Ich muß dann das Bewußtsein verloren haben. Als ich zu mir kam, lag ich halb begraben im Schnee. Die Schulter tat mir gräßlich weh, und ich war gerade so weit zum Bewußtsein gekommen, daß ich mich fragte, ob sie gebrochen sei, als ich das Schnuppern eines Tieres dicht an meinem Ohr hörte. In derselben Sekunde und ehe ich mich umdrehen konnte, hörte ich einen Wolf heulen.“

„Ach Nick!“ unterbrach ihn das junge Mädchen schaudernd.

„Andere Wölfe antworteten, und ich dachte gerade, daß ich mich rühren müßte, wenn ich nicht aufgefressen werden wollte, als ich deinen Flintenschuß hörte. Ich richtete mich auf, und das Tier sprang beiseite. Es gelang mir aufzustehen, dann hörte ich einen zweiten Schuß, und ich begriff, daß jemand Zeichen gab — —“

„Ja, als ich das Heulen der Wölfe hörte, hatte ich solche Angst um dich und wußte mir keinen anderen Rat als zu schießen.“

Er drückte ihren Arm und lachte. „Ja, das und mein lautes Rufen verscheuchte die Biester, und sie liefen davon. Ich versuchte dann, mich den Abhang hinaufzuschleppen und bald darauf begegnete ich Nima-Tashi, dem glücklichsten Mann in ganz Asien, mich ausgenommen!“

„Nicht halb so glücklich wie ich!“ unterbrach ihn Janet. „Ich hörte eure Stimmen in der Ferne und wußte, daß Nima dich gefunden hatte, und ich fiel fast in Ohnmacht, aber ich raffte mich auf; denn ich erinnerte mich, daß Nima mir die Bewachung der Vorräte übertragen hatte. Ich eilte also nach der Hütte zurück. Unterwegs sah ich, wie Husky einen der Yaks erschoß — das arme Tier —, als er auf ein zweites Tier feuerte, wurde mir klar, daß er sie alle bis auf eins töten wollte, damit wir gezwungen wären, hierzubleiben. Dann — dann — —“

„Ja?“

„Ich — ich versuchte, ihn zu erschießen.“

„Du versuchtest — —“ Er brach ab, zu verblüfft, um Worte zu finden.

„Ja, aber ich traf ihn nicht. Es war zu dunkel, um richtig zu zielen, und ich bin kein sehr guter Schütze.“

Er starrte sie noch einen Augenblick sprachlos an, dann lachte er eigentümlich.

„Du versuchtest Husky Craydon zu erschießen, und doch wolltest du nicht, daß Nima ihm nachging — —“

„Nein, das wäre auch ganz etwas anderes gewesen,“ unterbrach sie ihn. „Husky kann uns nicht mehr schaden, darum kann er meinetwegen laufen, aber wenn ich es zugelassen hätte, daß er alle Yaks tötete, hätten wir alle hier umkommen können, verstehst du?“

„Ja,“ antwortete er ruhig, „ich verstehe. Es war sehr tapfer von dir, so zu handeln. Ich nehme an, dein Vetter ist fortgelaufen?“

„Ja. Ich glaube, er hatte einen der Yaks schon mit Reiseproviant beladen. Ich versuchte gar nicht, sein Entkommen zu verhindern — —“ Hier brach ihre Stimme, und sie flüsterte: „Ach Nick, ich kann mir nicht denken, was über Husky gekommen ist. Er muß wahnsinnig geworden sein.“

„Nein,“ verbesserte er, „nur schlecht!“

„Seine Handlungsweise scheint dich gar nicht in Erstaunen zu setzen!“ rief sie plötzlich, als sie die Hütte erreichten.

„Nein, denn es sind Dinge vorgefallen, von denen du nichts weißt, furchtbare Dinge. Ich werde sie dir bald erklären, — nach dem Abendbrot."

In diesem Augenblick hörten sie das laute Lachen Nima-Taschis. „Mein Freund, jenen arraktrinkenden Esel können wir allerdings mit ruhigem Herzen laufen lassen."

„Wieso, Nima?"

„Nun, der Schafskopf hat einen Sack voll Yakfutter statt Tsamba mitgenommen. Also wenn er den Yak nicht frißt, müssen die Götter ihn ernähren."

Und wieder füllte das höhnische, übermütige Lachen des Tibetaners die Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Medizinmann als Detektiv.

Von G. Kremling-Altona.

An Überraschungen muß sich der Europäer in Afrika gewöhnen, selbst wenn er sich schon länger im Lande aufhält. So machte ich einst unter recht eigenartigen Umständen die Bekanntschaft eines Medizinmannes, dessen Erfolge als Detektiv tatsächlich verblüffend waren. Eines Morgens, als ich aus den „Appartements" des ersten und einzigen Stockwerkes meiner Wellblechvilla in den Laden herunter ging, war mein Erstaunen über die Unordnung kein geringe. Gegenstände aller Art lagen im wüsten Durcheinander am Boden. Ein Einbruch! Meinen Geldschrank, eine ehemalige alte Kiste, hatte man auch erleichtert. Eine unangenehme Sache, doch faßte ich mich, wie es einem Europäer geziemt, schnell und wandte meine Aufmerksamkeit den sich neugierig in den Laden drängenden Eingeborenen zu, unter denen sich vermutlich auch die Verbrecher befanden. Die Leute gaben ihrem Entsetzen und ihrer Verachtung über die Tat durch Herumfuchteln mit den Händen und erregtes Schnattern lebhaft Ausdruck. Die anmaßende schwarze Gesellschaft duftete stark nach Alkohol, und dieser Duft erregte schließlich meinen Argwohn. Durch ein sofortiges Kreuzverhör überführte ich tatsächlich meinen Koch und einen meiner Stewards. Diese beiden getreuen Diener mußten sich bald zu einem umfassenden Geständnis bequemen und gaben nicht gerade bereitwilligst die Vorgeschichte des Diebstahls bekannt.

Man hatte also einen guten Freund bewogen, sich mit dem Wächter des Hauses zu beschäftigen. Der „Watchman" ist ein Eingeborener, der nachts vor dem Hause auf- und abgehen soll, um es zu bewachen, aber trotz seiner Amtsbezeichnung meistens zu schlafen pflegt. Nimmt man dem Betreffenden dann die Laterne weg, so kann man am anderen Morgen von ihm die abenteuerlichsten Erzählungen über den Verlust der Laterne anhören, die geeignet sind, die Kenntnisse über die Negerpsyche zu vertiefen. Der Koch und der Steward waren von der Rückseite der Villa in ein zu ebener Erde gelegenes Fenster eingestiegen und hatten meinen eingangs erwähnten Geldschrank erbrochen. Nachdem so alles einen für die Bambusen denkbar günstigen Verlauf genommen hatte, begannen sie gleich, mit dem Geld ihre Schulden zu bezahlen (welcher Neger hätte keine!), und letzten die Stammesgenossen unter Alkohol. Der Rest der Beute war höchstwahrscheinlich versteckt worden. Auch die schwarze Polizei stand diesem Falle hilflos gegenüber. Ich mußte aber wieder in den Besitz der Summe kommen. Wäre doch nur erst eine Spur gefunden!

Am Abend dieses ereignisreichen Tages saß ich wie gewöhnlich auf der Piassa des Hauses und trank Whisky. In hundert Farben breiteten sich die Strahlen der untergehenden Sonne am Himmel aus. Nachdenklich gab ich mich dem Zauber der sich niedersenkenden tropischen Nacht hin. Von fernher scholl das einförmige Brausen der Brandung. Plötzlich näherten sich Stimmen aus dem Dunkel. Es waren einer meiner schwarzen Bootsleute und ein Medizinmann, weit aus dem Innern des Landes, der an die Küste kam, um Angehörige seines Stammes zu besuchen. Man schien sich über den Diebstahl zu unterhalten. Der Medizinmann näherte sich und eröffnete mir nach kurzer Begrüßung, er wäre imstande, mir mein Geld durch die Kraft seiner erprobten Medizinen wieder zu verschaffen. Natürlich — gegen Bezahlung. Kurz überlegend, erklärte ich mich mit dem Unsinn einverstanden. Nach einer Nacht angestrengten Grübelns machte ich mich am nächsten Morgen auf den Weg, um mir den Hokuspokus des Medizinmannes anzusehen. Noch war der Gerichtsplatz des Eingeborenendorfes leer. Hühner scharrten im Sande nach Reiskörnern. Niedliche schwarze Kinder balgten sich in dem Dickicht von Bananenstauden, Palmen und Schlingpflanzen, die mit üppigem Grün die Zwischenräume unter den einzelnen kreisrunden Hütten ausfüllten. Die gesamten Bewohner der Umgegend versammelten sich allmählich auf dem Gerichtsplatz, dem Mittelpunkt des Dorfes. Ein alter Häuptling von würdevollem Aussehen ordnete die Ankömmlinge, Männer wie Frauen, im Halbkreise. Inzwischen hatte ein Schwarzer sich der Trommel bemächtigt, eines etwa anderthalb Meter langen, ausgehöhlten Baumstammes. Erst langsam, dann schneller, immer schneller erschollen rhythmisch die dumpfen Trommelschläge. Auf den Gesichtern der erwartungsvoll dreinblickenden Eingeborenen spiegelte sich deutlich die Furcht vor dem Zauber. Da trat hinter einer Hütte der Medizinmann hervor, um ein altes Weib herumtanzend, das ein Bündel Ruten mit beiden Händen umklammerte. Der alte Kerl war kaum wieder zu erkennen. Immerfort tanzend und Beschwörungen vor sich hinsprechend, näherte er sich jetzt mit seinem „Medium" der Rückseite des schwarzen Halbkreises. Plötzlich stürzte sich das „Medium" mit seiner Rute auf einen Burschen und verprügelte ihn ganz gehörig. Der Bursche lief, von der schwarzen Furie verfolgt, davon und — siehe da, nach vielem Hin und Her holte er aus einem hohlen Baumstamm annähernd fünf Pfund Sterling. Nach diesem ersten Erfolg geriet mein guter Medizinmann immer mehr in Eifer. Er war schweißbedeckt. Infolge häufiger Unterbrechungen dauerte die Komödie bis Abend, aber — den größten Teil meines Geldes hatte ich wieder im Besitz. Der Medizinmann war in meinen Augen ein Genie. Er gab sich mit einer Entlohnung von einigen Schillingen und einer Kiste Genever zufrieden.

Am späten Abend führten die Eingeborenen Tänze auf, zu denen auch ich als Zuschauer geladen war. Von dem hochgelegenen Tanzplatz stieg der Vollmond langsam wie aus einer Versenkung empor. Es ist ein alter heidnischer Brauch der Neger, beim Vollmond zu tanzen. Die Gestalten der Tanzenden boten auf der von Busch und Palmen umsäumten Höhe einen wildromantischen Anblick, den man nie vergißt.

Auf dem Heimweg ging mein Boy mit der Laterne mir voran. Wir waren kaum hundert Meter vom Tanzplatz entfernt, als blitzschnell ein Mensch vor uns über den Weg huschte. Mein Boy schrie erschreckt auf und drückte sich in den Busch. Ich verfolgte das Weggespenst, zerriß mein Hemd in dem unbeschreiblich dichten Busch und entdeckte — den am Boden liegenden total betrunkenen Medizinmann. Neben ihm lag eine meiner Geneverflaschen.

Ein Meisterwort.

Skizze von Joh. von Kunowski.

Wöchentlich zweimal kam der Friseur in die große Irrenanstalt, um den Kranken den Bart abzunehmen, ihnen die Haare zu schneiden und wenigstens ihren äußeren Menschen einigermaßen einem Leben anzupassen, das für die meisten Insassen dieses Hauses verloren sein sollte. Von Abteilung zu Abteilung ging der Weißbekittelte, eilfertig drängten sich die Irren in den kleinen Speisesälen und nahmen mit vieler Würde auf den hochlehnigen Stühlen Platz, gaben sich ein gewichtiges Aussehen und freuten sich der kleinen Abwechslung, die durch dieses Rasieren in ihr einförmiges Leben getragen wurde. —

Eines Tages, als der Friseur wieder einmal seines oft nicht leichten Amtes waltete, wurde sein Gehilfe in die Villa des Arztes gerufen, ihm dort den gleichen Dienst zu erweisen wie hier den Patienten. In dem Gedränge der Wartenden und der anderen, die mit umständlicher Sorgfalt noch an den Ohren letzte Seifenschaumreste abputzten, und so dieses abwechselungbringende Erlebnis ängstlich noch ein wenig weiter ausdehnten, ehe sie wieder hinaustraten in die gräßlich hallenden, endlosen Korridore, wo sie dann wilden Tieren gleich auf- und abstrichen, hatte niemand bemerkt, daß der abgerufene Gehilfe wohl sein nötigstes Handwerkszeug mit sich genommen, anderes aber, und darunter ein Rasiermesser, achtlos auf einem Stuhle hatte liegen lassen.

Schon Sekunden später aber war all das Liegengebliebene verschwunden, und ein Mann, ein Insasse der Anstalt, eilte, das Handtuch über dem Arm, Napf, Seife und Messer in der Hand, scheu durch die Gänge, einer anderen Abteilung zu, die schon voller Ungeduld auf den Barbier wartete. Der Wärter dort hielt den ihm Unbekannten für einen neuen Gehilfen, dem der Meister nun wohl auch bald folgen würde, schloß ihm die Türen auf, und Albert Weise, der früher einmal selbst Friseur gewesen war, zog das Messer ab, band einem der Wartenden das Handtuch unter das Kinn und begann Schaum zu schlagen.

Sein Kunde aber war einer jener Unglücklichen, die ganz einer fixen Idee lebten, und still und harmlos zufrieden waren, wenn ihre Umgebung auf ihre Gedanken einging und ihnen die Rolle ließ, die ihnen ihr krankes Hirn vorgaukelte.

„Weißt du auch, wen du zu rasieren die Ehre hast?" begann er, während ihm Weise den ersten Seifenschaum ge-

schickt um Nase und Mund pinselte, „Ich bin der König von Turkestan!" Doch während er nun wartete, daß der Raseur wie sonst immer und auch all die Wärter und Ärzte ihm zustimmen und versichern würde, wie hoch er diese Ehre schätzte, tat heute sein Gegenüber nichts von dem.

Er grinste nur höhnisch und zeigte die Zähne. Sein Einseifen war beendet, sorgfältig zog er noch einmal das Messer ab und versicherte sich an einem Stück Zeitung seiner Schärfe, als der Kranke wiederholte: „Hörst du nicht, ich bin der König von Turkestan!"

Statt jeder Antwort packte der Barbier die Nasenspitze des vermeintlichen Königs und begann die ersten Striche auf der Wange. Der Irre unter seinen Händen war gereizt durch dieses Benehmen; da er aber das Messer an der Haut fühlte, gebot ihm ein letzter Rest von Vernunft, sich ruhig zu verhalten; nur seine Augen blitzten den Dreisten drohend an.

Albert Weise aber rasierte. Strich um Strich, und der Schnurrbart, die Kinngegend waren erledigt, es galt immer höhnischer zuckte es um seinen Mund. Die Wangen, jetzt die Kehlpartie vorzunehmen.

Als das Messer leise unter dem Kinn zu kitzeln begann, ließen plötzlich seine fast geschrienen Worte alle im Saal Befindlichen erschreckt aufhorchen. „Und wenn du ein König bist, bin ich ein Friseur und kann dir jetzt mit diesem Messer die Kehle durchschneiden!"

Entsetzt verharrten auch der richtige Friseur und einige aufgeregte Wärter der anderen Abteilung auf der Schwelle. Sie kannten den Irren und wußten — — Da hörte man in der grauenvollen Stille die ruhige Stimme des Assistenzarztes, der soeben den Raum betreten hatte: „Weise, vielleicht ziehen Sie erst noch einmal das Messer ab, das kratzt ja fürchterlich, so eine Schlamperei von Rasieren!"

Und wirklich ließ der Irre sein Opfer fahren, griff instinktiv seitwärts nach seinem übrigen Gerät; da griffen ihn die Wärter, entwanden dem Tobenden das Messer und brachten ihn zur sicheren Zelle.

Verdutzt sah der König von Turkestan all dem zu. Dann nickte er zufrieden seinen Helfern zu, sprach etwas von Orden und Belohnen, von des Königs geheiligter Majestät und winkte gnädig dem wirklichen Meister zu, ihn zu Ende zu rasieren.

Moderne Landstreicher.

Von Karl Brennert.

Die „Tippelbrüder" in den Vereinigten Staaten, wo der Winter gleichfalls ein strenges Regiment führte, kamen infolge der zunehmenden Kälte auf einen wahrhaft genialen Gedanken. Mit ausgedienten Automobilen und Motorrädern beschwert sich der Yankee heutzutage nicht mehr seinen von Zahlenkolonnen gepeinigten Kopf, sondern wirft sie einfach zum Alteisen- öffentlicher Schutthaufen. In fast allen Filmgrotesken spielt drüben irgend ein trübseliger „Autofriedhof" seine mehr oder weniger bedeutsame Rolle als Musterbeispiel der so viel gerühmten amerikanischen Sauberkeit und Ordnungsliebe. — Nach der uralten Vagabundenlosung „Was auf der Straße liegt, heiß' mit dir gehen!" haben sich nun die Knickmonarchen Amerikas dieser „abgebauten" Vehikel bemächtigt, sie notdürftig aufmontiert, wieder instand gesetzt und sausen jetzt, statt auf Schusters Rappen, auf geflickten Reifen durch die Welt. Wie die Zugvögel streben auch sie alle instinktiv den südlicheren und wärmeren Gefilden der Vereinigten Staaten zu. Scharenweise! berichten die Reporter. In einigen entlegenen Ortschaften sind sie bereits zu einer empfindlichen Landplage geworden, so daß sich die Bewohner veranlaßt sahen, telegraphisch von der nächsten Polizeistation Hilfe zu erbitten. „Die wilde Jagd" nennt sie der Farmer mit gelindem Grauen. Es muß in der Tat ein unangenehmer Anblick sein, die meist arg zerlumpten Gestalten in ihren ramponierten Autos die Landstraßen entlang flitzen zu sehen. Nur um die von Hof zu Hof ratternden Kerle schnell los zu werden, gibt mancher Farmer ihnen ein einfaches Mahl oder ein paar Cents für ihre ewig geöffneten Taschen. Nicht genug damit, fordern die „Herren der Landstraße" auch noch Öl und Benzin, um gnädigerweise „bald" verduften zu können. Man schätzt ihre Anzahl gegenwärtig auf etwa eine Million, und der größte Teil von ihnen überschwemmt zurzeit die Südstaaten, meistens in Trupps von drei bis zehn Wagen. Sie schlafen in ihren Autos, flitzen bald hier-, bald dorthin, sind meist über alle Berge, wenn eine größere Polizeistreife herbeieilt und — wie ein Yankee wutentbrannt bemerkte — „auch eine Segnung des amerikanischen Automobilismus". Aber eine sehr fragwürdige!

Wälder auf dem Boden der Ostsee.

Von R. Hundt.

Die Wissenschaft vermutete schon immer, daß irgendwo im Gebiete der Ostsee, heute unter dem Wasser, sich in der Zeit der ältesten Braunkohle, im sogenannten Eozän, die Nadelwälder gegrünt haben müssen, denen wir das versteinerte Harz, den altbekannten Bernstein, verdanken. Man hat bisher von den Bäumen selbst im ursprünglichen Waldverband nichts gefunden, sondern nur einzelne Holzstücke, die mit dem Bernstein verwachsen waren. Auch an manchen Stellen der deutschen Nordseeküste kann man zur Zeit der Ebbe Waldreste erkennen, die infolge ständigen Sinkens der Nordseeküste der letzten 2—3000 Jahre unter dem Wasser liegen. Und nun hat die Geologische Wissenschaft südlich der Insel Bornholm in 80—100 Meter Tiefe Reste größerer Nadelwaldungen nachgewiesen, die am Grunde der Ostsee vorhanden sind. Man kam durch Treibholz zur Entdeckung. Es wurden mächtige Stämme schwimmend gefunden, die nicht von den Küstenwäldern der Jetztzeit stammen konnten, und es stellte sich heraus, daß sie südlich von Bornholm von untergegangenen Wäldern stammen. Noch in der jüngeren Steinzeit hat also hier Land bestanden. Die Ostsee muß damals von viel kleinerem Umfange gewesen sein. Diese Tatsache wird noch durch folgende kürzlich gemachte Entdeckung bestärkt. Auch an der Ostküste von Schleswig haben Tiefseeuntersuchungen die Reste von Waldbeständen unter der Ostsee nachgewiesen. Im Gegensatz zu den untermeerischen, vorgeschichtlichen Wäldern bei Bornholm liegen diese untergegangenen Wälder nur wenige Meter tief. In der Nähe des Leuchtturms von Falshöft ragen die Baumreste aus dem Wasser heraus. Man hat erkannt, daß es sich um die Reste von Föhren und Kiefern handelt, die zum Teil steinhart geworden sind. Diese Wälder ziehen sich untermeerisch von Falshöft, südlich der Flensburger Förde, durch den breiten Grund nach der Insel Alsen hin.

Bunte Chronik



* **Ein dreiäugiges Ungeheuer der Urzeit aufgefunden.** Ein paläontologischer Fund von größter wissenschaftlicher Bedeutung ist soeben in England gemacht worden. Im Red Triangle-Kalkbruch bei Harbury stieß ein Arbeiter auf eine harte, weiße Masse, die er zunächst für einen Stein hielt. Dann stellte es sich heraus, daß es sich um einen großen Knochen handelte. Man dachte zuerst an ein Verbrechen und arbeitete vorsichtig weiter, um das Skelett des vermeintlichen Opfers frei zu legen. Bald ließ sich aber an den Ausmaßen erkennen, daß hier der Paläontologe und nicht der Kriminalist das Wort hatte. Nach Zuziehung von Sachverständigen gelang es nämlich, das tadellos erhaltene Gerippe eines Plesiosaurus frei zu legen. Professor W. E. Swinton schätzt das Alter des Urzeitlers auf hundert bis zweihundert Millionen Jahre. Der Fund ist deshalb so besonders wertvoll, weil sich am Rumpfe noch der wohlerhaltene Kopf befindet, der bei fast allen früher ausgegrabenen Tieren fehlt. Er hat eine dreieckige Form und enthält oben in der Schädeldecke eine Höhlung für ein drittes Auge. Alle Zähne sitzen im Kiefer gut erhalten an Ort und Stelle. Das Skelett ist über fünf Meter lang und zeichnet sich schon dadurch vor allen bisher aufgefundenen aus, die in der Regel nicht mehr als zwei Meter messen. — Der Plesiosaurus gehörte zu der Familie der Eidechsen; er hatte einen kurzen Kopf, kurzen Schwanz und vier flossenförmige Füße. Seine Nahrung bestand aus Fischen.

Lustige Rundschau



* **Beobachtungsgabe.** Die Mutter kommt ins Kinderzimmer. Lilli, Else, Ännchen und Paula sitzen steif wie die Stöcke auf ihren Stühlen. „Nanu, was macht ihr denn da?" fragt verblüfft die Mama. — „Wir spielen erwachsene Damen, die zum Kaffee eingeladen sind", sagt Lilli.

*

* **Traum und Wirklichkeit.** „Schatz, ich habe diese Nacht geträumt, ich sei nach Ostende gefahren und träumte dort so süß von dir." — „O Gott, bleib' lieber hier und träume von Ostende!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.